Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 79 (1992)

Heft: 1/2: Architektur in politischen Diensten = Architecture au service de la politique = Architecture in the political services

Artikel: Menetekel der Moderne : das Scheitern zweier Entwürfe am Potsdamer Platz

Autor: Hoffmann-Axthelm, Dieter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-60038

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

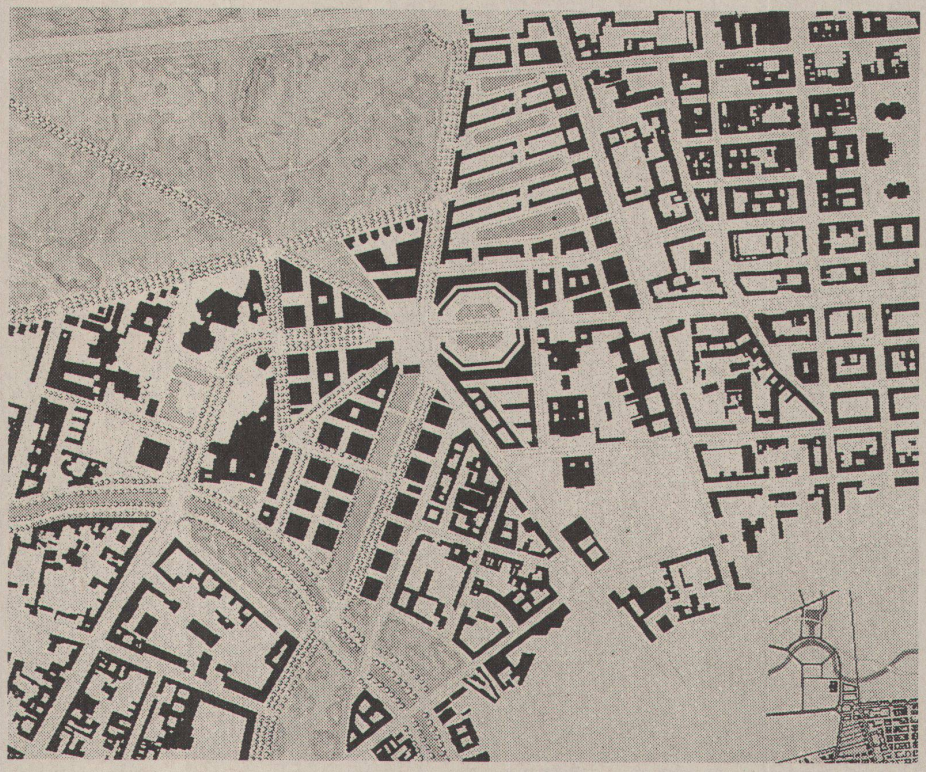
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dieter Hoffmann-Axthelm

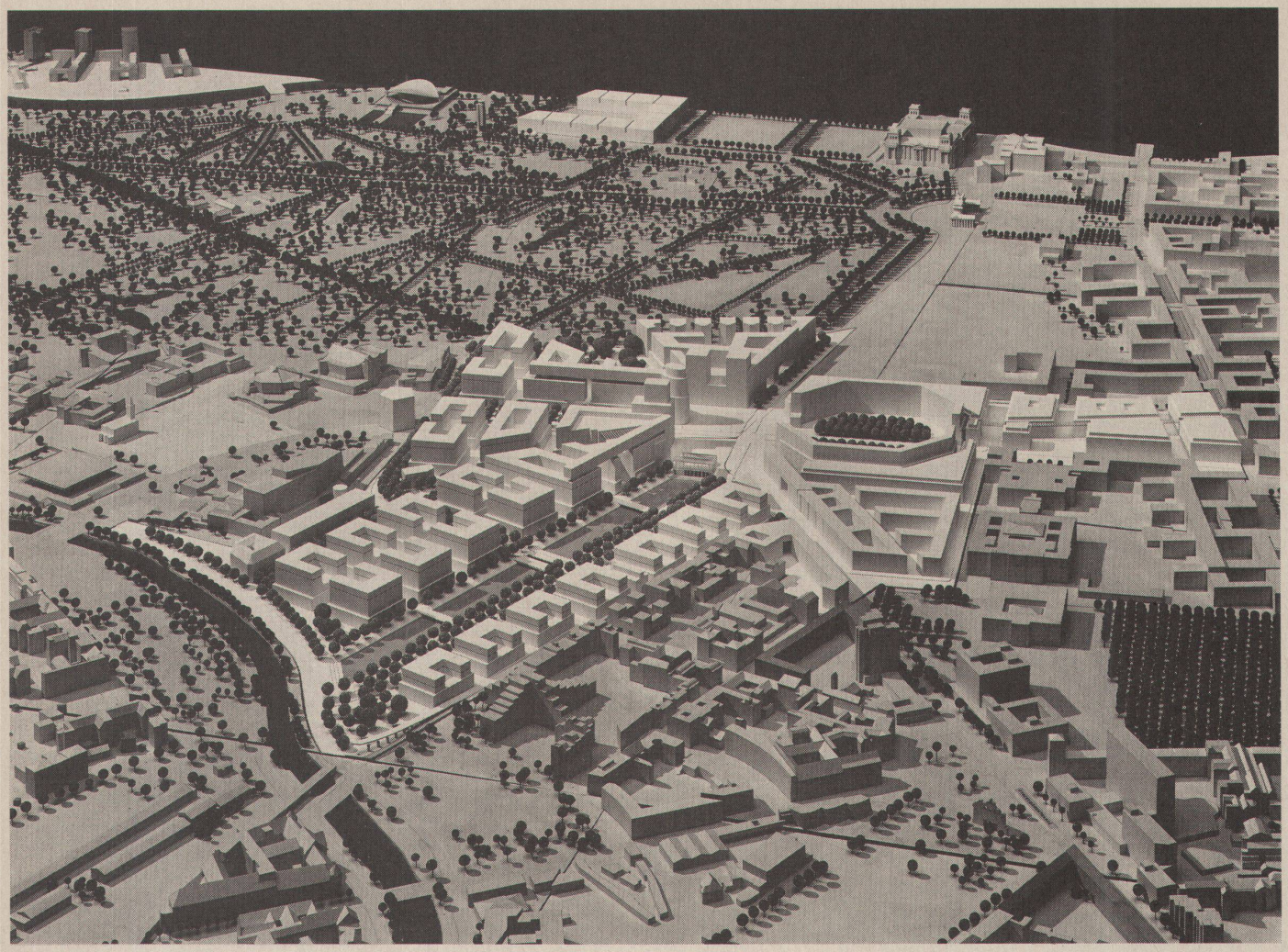
Menetekel der Moderne
Das Scheitern zweier Entwürfe am Potsdamer Platz



Der Streit um die konkurrierenden Entwürfe ist ein Glücksfall fürs Begreifen. Der wirkliche Platz kommt nicht vor, die Streitenden beugen sich über Papier, Behauptungen und Modelle. Das Gelände scheint gar nicht da zu sein, oder zumindest eigenschaftslos. So konzentriert sich an diesem realen politischen und stadtplanerischen Konflikt um Papier eine Diskussion über die Zukunft der Stadt, die so noch nie stattgefunden hat. Da gibt es nur eins: dranbleiben, aber auch immer genauer werden. Vom Austausch von Parolen muss es weitergehen zur Analyse, nur so ist zu erwarten, dass der Streit wirklich etwas klärt.

Die widerstreitenden Entwürfe waren nebeneinander in der Ausstellung an der Bellevuestrasse, im ehemaligen Hotel Esplanade, zu besichtigen: der Wettbewerbssieger des städtebaulichen Wettbewerbs der Berliner Stadtplanungsverwaltung und der von den vier Investoren vom Potsdamer Platz (Mercedes-Benz, Sony, Hertie, Asea Brown Boveri) beauftragte Entwurf des Büro Rogers. Dass es auch wieder zu einer Besichtigung des heutigen Geländes kommt, zu einer Wahrnehmung dessen, was vorhanden ist, setzt voraus, dass man die vorliegenden Entwürfe zu Ende diskutiert, so lange, bis man durch

Dieter Hoffmann-Axthelm hat auch für die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» einen Kommentar zu den Berliner Projekten verfasst. Der kritische Inhalt wurde jedoch durch Kürzungen und Milderungen derart verharmlost, dass von ihm kaum etwas übrig blieb. Der Verlag wollte die Grossgrundbesitzer am Potsdamer Platz – die auch Grossinserenten in den Massenmedien sind – nicht vergraulen. Wir haben das Glück, mehr als solche Rücksichten die Wahrheit beim Wort zu nehmen: Der Kratz am Lack des grossen Automobilherstellers öffnet den Blick auf die Hintergründe und Strategien einer zunehmend aggressiveren Städtebaupolitik multinationaler Konzerne.



Heinz Hilmer und Christoph Sattler, München (1. Preis)

sie hindurchgegangen ist, um dann die Augen möglicherweise wieder frei zu haben für das bereits oder noch Vorhandene, den realen Ort, die wirkliche Stadt.

Der Streit geht in seinen Folgen weit über die realen Möglichkeiten am Potsdamer Platz hinaus, darf sich also durch den Umstand, dass dort durch politische Fehlentscheidungen schon im voraus fast alle Chancen abgeschnitten wurden, nicht beeindrucken lassen. Es geht nicht um Architektur (so dass, was gegen Rogers zu sagen ist, auch nicht für Prinz Charles spricht). Es geht um den Typus von Stadt, der in Zukunft gebraucht wird und gebaut werden soll. Die ruhigen Jahre, in denen die Städte vor sich hin wachsen konnten, sind vorbei, der Horizont verdüstert sich weltweit. Ist das, was jetzt für den Potsdamer Platz zur Auswahl steht, ein Beitrag dazu? Das ist, man täusche sich nicht, kein Berlin-Problem. Es ist noch einmal weiter weg vom wirklichen Platz und geht alle reichen Industriestädte an.

Der preisgekrönte Entwurf

Der Entwurf von Hilmer und Sattler ist, in seiner Mischung von nordischem Luftlassen und mediterranem Glauben an die Macht der Symmetrie, immerhin ein Angebot. Wie grosse, starre Flügel stehen die Bauquartiere um einen neuen Torplatz herum, festgeschraubt an die Achse der nach Westen verlängerten Leipziger Strasse. Man kann verstehen, dass die Jury sich letztlich auf diesen Entwurf geeinigt hat. Das Angebot der 16 Arbeiten war insgesamt zu dünn. Das meiste kommt, wenn man an die

Realisierungsbedingungen denkt, schlechterdings nicht in Frage, gleich welchem architektonischen Credo man anhängt (die nachträgliche Schelte von Juroren wie Forster oder Koolhaas dürfte eher als das Grollen nicht ausreichend gewürdigter Primadonnen zu verstehen sein). Auch die sympathischeren Lösungen (ich denke an Steidle und Kollhoff) haben eindeutig einen zu grossen Anteil an Gewolltheit, an blossem Einfall und Design, als dass eine sich des nicht alltäglichen Erfolgsdrucks bewusste Jury sich darauf hätte einigen können.

Der Entwurf von Hilmer und Sattler ist an keiner Stelle willkürlich, subjektiv, aufgeregt oder exaltiert. Er ist ein Ordnungsangebot, und zwar, im Unterschied zu anderen (Ungers, Steidle, Schultes) eines, in dem auch der Input gerade noch erkennbar bleibt: ein Minimum an Orientierung, was die Stadtgegend angeht, Grenze von Zentrum und einstiger Vorstadt, Leipziger Platz und sein Gegenüber, Potsdamer Bahnhof, immerhin.

Aber um welchen Preis. Bezahlt wird nämlich mit der Stillstellung des Stadtgefüges, einem Bewegungsverbot. Man verstehe mich recht: ich meine nicht, wie die Investoren, das sei zu langweilig, zu wenig Architektur. Die Architektur kommt ja noch, da kann die formale Vielfalt allemal nachgereicht werden. Auch die Anpassungen an Verkehrsbauten unter und über der Erde werden einzuarbeiten sein, warum nicht. Worauf ich abhebe, ist etwas anderes: der städtebauliche Zugriff selber.

Da passiert etwas grundlegend Falsches, was aus der Geschichte der konservativen Moderne seit der Stuttgarter Schule wohlbekannt ist: Es werden moderne Apparate geliefert, aber vorgeführt und legitimiert werden sie gemäss einem ganz anderen Kanon, als Monumente. Losgelöst vom realen Vorhandenen, von der Geschichte, von der Aura des Platzes, werden einerseits die verlangten Baumassen ohne Abstrich geliefert, anderseits wird diesen Massen durch Gestaltung die völlig deplazierte Würde des Notwendigen verpasst. Das ist nicht viel anders als bei Speers unseliger Nord-Süd-Achse damals: es sollte alles wie lauter Tempel und Ruhmeshallen aussehen, es waren aber bloss Konzernverwaltungen für Tausende von Angestellten.

Das Grundproblem des Entwurfs ist, anders gesagt, die Verwechslung von Gestalt und Struktur. Viergeschossig sind wir das von den Kriers ja gewohnt. Hier aber kommt die unmittelbare Gleichung von Ausdruck (Kulisse) und realer Masse hinzu. Der Entwurf rettet sich in eine Ordnung per Ausdruck, wo er hätte funktional differenzieren und klein arbeiten müssen. Es gibt zuviel Gestalt, zu wenig Struktur, zuviel öffentlichen Ausdruck (Strasse, Platz, Achse usw.), zu wenig praktische öffentliche Eigenschaften.

Die Bewältigung per Gestalt ist eine dem Scheine nach, denn die Probleme werden alle wieder hervorkommen, wenn es an die Architektur der Einzelvorhaben geht, an die Verkehrsbedingungen, die Nutzungszwänge, die baurechtlichen Engpässe. Das sieht man am besten am vorgeschlagenen Ordnungselement, dem Grundmodul. Dabei geht es um einen Würfel, 50 × 50 m, 10 Geschosse hoch. Das scheint formal und funktional. In Wahrheit ist es eine rein ästhetische Setzung: es ist genau die Form, in der ich ein Beinahe-Hochhaus gerade noch als klassischen Palazzo verkaufen kann. Nicht umsonst gibt es diese Gebäude zuhauf in Madrid oder Moskau. Versuche ich dieses Modul aber wirklich funktional ernstzunehmen, zeigt sich gleich seine Unbrauchbarkeit: Es ist weder Block noch bebaute Parzelle, sondern etwas ganz Starres zwischen beidem. Wo Block und Parzelle gerade Biegsamkeit, Austausch, Anpassung bis ins Extrem ermöglichen, gibt es hier nur den einen starren Baustein, der, weil nicht zerlegbar, als Gestalt an situative Erfordernisse angepasst werden muss.

Als kleinste Einheit ist solch ein Grundelement nicht nur für mittelalterliche Altstädte, sondern auch für fast alle Stadtsituationen des 19. Jahrhunderts viel zu grob.

Nähme man es an, würde man sich mit einem Panzer durch die Stadt bewegen statt mit dem Pkw. Und was soll die gleiche Höhe, wenn man schon bei zehn bis zwölf Geschossen ist? Die Berliner Traufhöhe kommt vom zweigeschossigen Bauen der Zeit Friedrich Wilhelms I. Allenfalls bis zu den fünf Geschossen der Berliner Bauordnung von 1887 gibt das noch einen Sinn, darüber wird es abstrakt. In Hongkong liegt in den Wohngebieten die Normhöhe bei 16 Geschossen – da wird die vorgeschriebene Gleichheit bereits absurd.

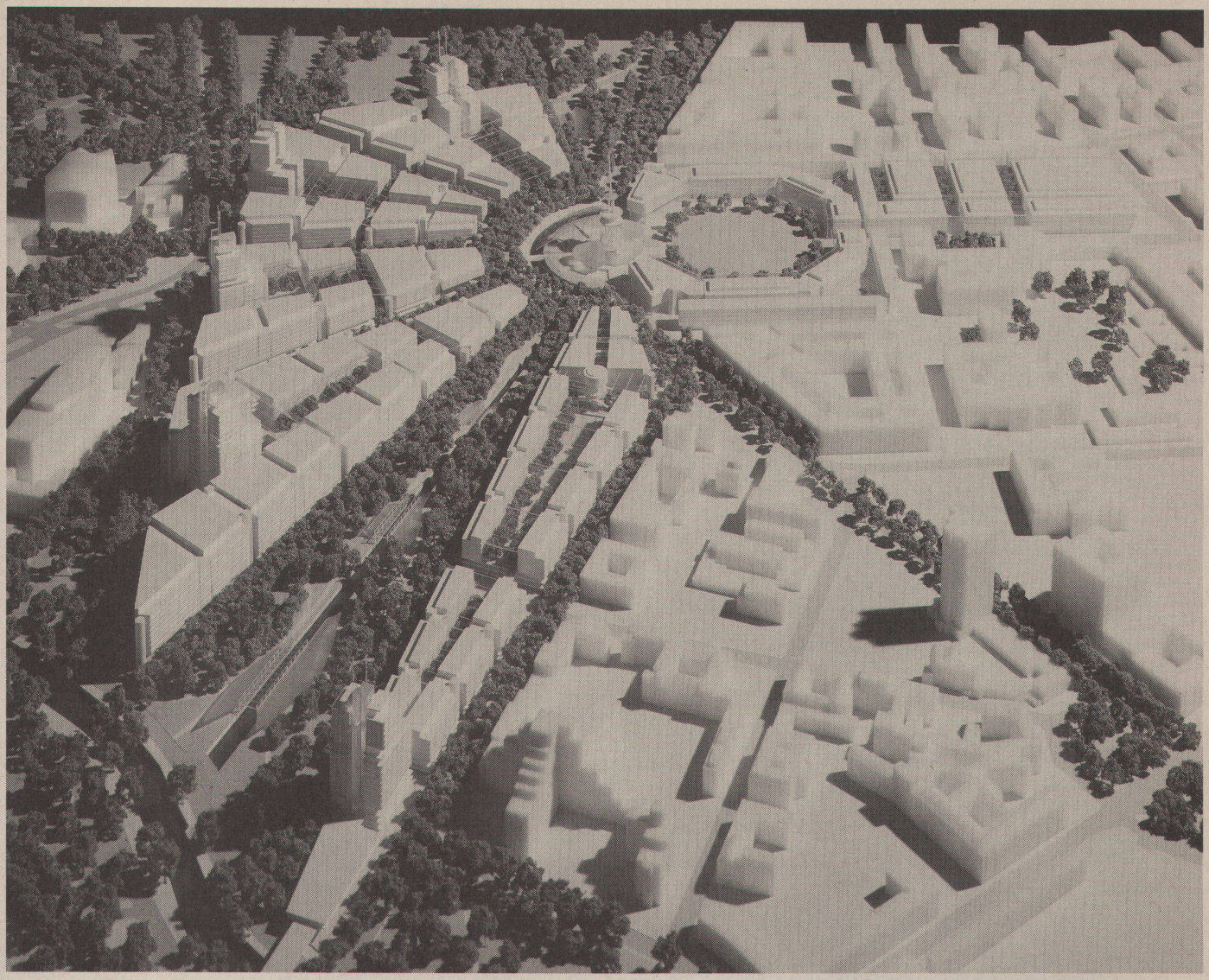
Gleiches gilt für das Planungsvorhaben insgesamt: Es geht in architektonischen Plazierungen von Massen vor, statt in Ausweisung von Zuständigkeiten und Zwecken. Das Ergebnis ist unsinnlich, schematisch. So lässt der Entwurf für den Ort selber nichts Gutes erwarten. Vom heutigen Gelände bleibt so wenig übrig wie vom historischen Platz. Die Konfrontation der beiden Plätze unterbleibt, und damit das Minimum an Spannung und Ereignis. Die Regulierung des Potsdamer Platzes zum Rechteck macht das Achteck des Leipziger Platzes zu einer weiteren bürokratischen Veranstaltung. Der neue Platz verschwindet bereits auch wieder unter dem Übergewicht, den der dumme Toreffekt mitbringt. Die Leipziger Strasse rauscht als Paradeachse durch, um sofort wieder zu enden: Zum Kulturforum hin gibt es eine glatte Kante, als begänne da ein Hafenkai, und für das weitere ist der Entwurf nicht zuständig. Der Leipziger Platz, zehngeschossig umbaut, ist eine einzige Barbarei.

Nun ist allerdings das Entsetzen derer, die umstandslos für die Übernahme des Konkurrenzentwurfes von Rogers plädieren, nicht mit der hier vorgetragenen Kritik identisch. Diese Kritik erfolgt von einem dritten Standpunkt aus, den ich noch sichtbar zu machen versuchen werde, und ich denke, dass sie als Munition im Streit der beiden Entwürfe dienlich ist, da sie sich analog auch gegen den anderen Entwurf richtet. Beide Entwürfe sind das, was sie sind, aufgrund einer Vorgeschichte, in der bereits alle Weichen falsch gestellt worden sind. Diese falschen Weichenstellungen reproduzieren sich in den Entwürfen, und zwar in beiden. Es wäre absolut naiv zu glauben, es läge innerhalb der Reichweite auch des genialsten internationalen Spitzenarchitekten, diese schlechten Vorbedingungen alle wegzuarbeiten. Wenn ich beide Entwürfe danach befrage, wie sie Stadt organisieren und wie sie das Gelände wahrnehmen, so vernehme ich recht verschiedene, aber beidemal gleich belastete und für Stadt und Gelände unzuträgliche Antworten.

Der Investorenentwurf

Wenn man beide Entwürfe, also Blätter, Erläuterungen und Modell, im Original gesehen hat, scheint zunächst eines klar: Die Entwürfe sind, was den Bearbeitungszustand angeht, nicht vergleichbar, nicht vom Budget und der verfügbar gewesenen Bearbeitungszeit her, auch nicht nach der jeweiligen Kompetenz. Der Rogers-Entwurf ist intellektuell überlegen, er ist vor allem in der technischen Kompetenz überlegen, mit der das Thema angefasst wird, ein modernes Büroviertel zu bauen, und er ist überlegen, weil er genau die Fragen zum Verkehrssystem stellt, die das Buckeln der CDU vor dem privaten Autoverkehr weder zu stellen noch zu lösen erlaubte.

Nun geht es aber nicht darum, was Richard Rogers' Plan alles bringt – und er bringt bekanntlich noch weitere Extras wie die Belüftung der Tiergartengewässer –, sondern um die Ausgangsfrage, was er aus diesem besonderen Stück Stadt macht. Verlasse ich mich auf meine mitgebrachten städtebaulichen Kriterien, dann fällt es nicht ganz leicht, in den allgemeinen Lobgesang einzufallen. Wie für den Wettbewerbssieger gilt auch für Rogers' Plan, dass er ohne Extravaganzen auskommt. Er ist zweifellos dabei auch sehr viel lockerer und eleganter, flüssiger als der Münchener Entwurf.



Im Auftrag von Mercedes, Sony (u.a.): Projekt von Richard Rogers und Partner

Dieser Vorzug wird aber gleichfalls zu teuer erkauft, mit einem doppelten Nachteil. Der erste Nachteil ist der Verzicht auf Anknüpfung an das Vorhandene. Entstehende Ähnlichkeiten sind nicht nur rein zufällig, sondern sie kommen tatsächlich nicht vor. Die vorhandenen Altbauten (Haus Huth und Hotel Exzelsior) werden abgerissen (oder bis zur Unauffindbarkeit entleert und eingekapselt). Die Entwurfssystematik ist ihrer selbst so sicher, dass sie es, zu ihrem Schaden, versäumt, sich von diesen Bauten herausfordern zu lassen. Der Effekt ist Schematismus, Mangel an Lebendigkeit, ein Übergewicht an technischer Glätte.

Damit bin ich beim zweiten Nachteil: Die städtebauliche Figur, die der Master Plan anbietet, ist so schematisch wie trivial. Anstelle der Ortsbezüge, die einen darüber unterrichten, wohin es geht, deren Unregelmässigkeiten es erlauben, sich zu orientieren, gibt es die denkbar abgewrackteste Verteilungsfigur: einen Stern, frei nach den Musterbüchern der Renaissance. Der Potsdamer Platz ist – als Verbeugung vor dem einzigen Platz, den aus seiner Achsenplanung Speer einen Steinwurf weit entfernt wenigstens im Ansatz realisieren konnte – ein eigenschaftsloser Rundplatz geworden. Zwischen den nach Schema verteilten Radialen liegen als Tortenstücke die Baumassen der vier beteiligten Konzerne. Da auch deren Raumbedürfnisse und Flächenrechte endlich sind, hören Sternstrahlen und Tortenstücke nach hinten zu allesamt ziemlich abrupt an der

Grundstückgrenze auf und landen im Tiergartengebüsch oder in der Steppe des Kulturforums.

Diese Trivialität wird man nicht nur Rogers persönlich zuschreiben müssen. Unter den vielen erklärenden Tafeln seines Entwurfs findet sich, jetzt nur noch ein Fremdkörper, eine städtebauliche Option A, die sonst nirgends mehr auftaucht. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, darin den Weg zu erkennen, den Rogers eigentlich gegangen wäre. Diese Option A ist alles andere als trivial, sie steht noch in Dialog mit dem Vorhandenen und der Struktur des barocken Stadtgrundrisses. Es gibt noch nicht die penetrante Zuspitzung aller Sichtbarkeit und allen Interesses auf den einen Rundplatz. Die Botschaft war hier noch: Die Stadt geht weiter.

Aber das hat den Investoren nicht geschmeckt. Es ist auch klar, warum. Wenn man, wie Rogers A oder Hilmer und Sattler, die Stadt weitergehen lässt, löst sich die Einheitlichkeit und Einzigartigkeit der einzelnen Konzernhauptquartiere auf. Die städtische Blockform ist dann stärker, das Interesse verteilt sich gleichmässiger. Das Tortenschema verteilt Platz und Hinterland dagegen unübersehbar an die einzelnen Anteilseigner ohne die Zwischenkunft eines übergeordneten Prinzips von Öffentlichkeit. Wie weit sich die Tortenstücke intern öffnen – dass sie, Kompensationsmassnahme für die Teilnehmer, die nur mit einer Tortenspitze am Platz präsent sind, noch durch eine Passage parallel zum Platzhalbrund durchzogen werden –, das ist Sache der inneren Organisation der einzelnen Investitionen.

Hat man das Auge, versteht man auch überhaupt erst die Polemik gegen den Wettbewerbssieger. Wenn die Mercedes-Chefs so tun, als zwänge ihnen der Hilmer/Sattler-Entwurf Alt-Berliner-Zustände auf, dunkle Schluchten, schlechte Belichtung und Belüftung usw., so ist das reine Lyrik. Nicht nur waren sie es ja, die diejenigen Baumassen durchgesetzt haben, deren Auffälligkeit sie beim Wettbewerbssieger beklagen. Es gibt bislang auch keine Architektur, high-tech oder andere, die reale geforderte Kubikmeter wegzaubern könnte. Kommt nun noch hinzu, dass man sich eines ähnlichen Gliederungssystems bedient, dann kommt man auch zu relativ ähnlichen Baukörpern, und es genügt, die beiden Entwürfe übereinanderzulegen, um sich von der Haltlosigkeit des Gejammers zu überzeugen. Die Frage ist dann nämlich nur, wo man die Massen hinpackt.

Hilmer und Sattler haben sie gleichmässig verpackt. Das ist, wenn man in einem städtischen Kontinuum denkt, auch sinnvoll, ohne dass man daraus gleich Gestaltung machen muss – gerade der Gestaltprägnanz zuliebe haben sie auf das Mittel der Stufung verzichtet. Rogers dagegen trickst. Am Platz selber hat er Berliner Traufhöhe, noch einmal durch Abstufung gemindert. Von Block zu Block steigt die gestufte Geschosshöhe dann nach hinten an, und wegen der Tortenform vergrössert sich auch entsprechend die Gebäudetiefe. In den hinteren Rängen herrschen also unweigerlich Verhältnisse, über die sich der Aufsichtsratsvorsitzende von Mercedes-Benz, Edzard Reuter, noch viel mehr entrüsten müsste als über die, die er bei Hilmer/Sattler vermutet. Und dann sind hinten in die Blockkeile auch noch Hochhäuser geklemmt, was bekanntlich nicht gerade das Mikroklima und die Belichtung verbessert.

Während für Hilmer/Sattler also überall Stadt ist, gibt es hier eine öffentliche Fassade am neuen Platz, nach hinten zu werden die Kriterien des öffentlichen Raumes überflüssig. Wir befinden uns offensichtlich im Erschliessungssystem einer hochkarätigen privaten Investition, wo Gebäudeschluchten, weil sie keine Strassen sind, als Passagen Akzeptanz erhalten. Jenseits aber bietet der vielgerühmte Entwurf nichts als eine Verhöhnung der bisherigen Berliner Planungsmisere, indem die Achsen einfach auf eine M-Bahn-Linie auflaufen, hinter der sich das Kulturforum verschanzt.

So beginnt man am Hilmer/Sattler-Entwurf immerhin eines zu schätzen: dass es ein Minimum an Kontinuität zwischen vorhandener Stadt und neuem Investorenviertel gibt. Deutlicher als der Rogers-Entwurf kann man das Prinzip der Diskontinuität, des Bruchs nach Westen wie nach Osten, kaum formulieren. Das integrierte Ganze, das Rogers in unerbittlicher Konsequenz entwickelt, ist eine Stadt in der Stadt, die sich nach beiden Seiten distanziert. Das ist, in modernisierter Form, die übliche Typologie des Verwaltungszentrums. Die gleiche Anlage könnte frei in der Wüste oder an einem beliebigen europäischen oder amerikanischen Stadtrand liegen, ähnliches hat jeder schon einmal gesehen.

Wer historische Situationen kennt, findet bei Betrachtung des Modells zusätzlich ein Stück unfreiwilligen Ausdrucks vor. Die Distanz, die das Dienstleistungszentrum gegenüber dem historischen Stadtzentrum einhält, ist exakt die der barocken Zitadelle zur von ihr geschützten wie beherrschten Stadt. In dieses Bild fügt sich auch der Stufenaufbau mit den merkwürdig anthropomorphen, an ein berühmtes altägyptisches Monument erinnernden Hochhäusern. Aus der befestigten Stadt der Vernunft, die Campanella beschrieb, ist das weisse Investorenquartier geworden, eine Zitadelle der einfallslos gewordenen, der bloss noch modernen Moderne. Ich meine nicht, dass das sehr gefährlich aussehen wird (die Hochhäuser, wie zwischen Wäscheklammern eingeklemmt, werden eher bedauerlich wirken). Ich meine nur, dass wir im Bild dieser Zitadelle recht genau zu sehen bekommen, was heutige Konzernherren sich unter Stadt vorstellen, nämlich ihre Stadt, eine von jeglichen städtischen Irritationen gereinigte Anlage, in der synthetisch, keimfrei Stadtleben erzeugt werden kann.

Schliesslich: Was ist das für ein Platz? Hier kommt man an den städtebaulich schwächsten Punkt. Im Platzkonzept sind alle Folgerungen aus dem Konzept des Bruchs mit der historischen Stadt bis zum Ende durchgezogen. Das beginnt damit, dass der Ost-West-Verkehr einfach aufgehoben wird. Es ist hier nicht der Ort, sich über den Scheinradikalismus einer solchen Massnahme beziehungsweise des darin sich aussprechenden Verkehrskonzepts auseinanderzusetzen (so etwas muss ja teuer bezahlt werden, mit Geld, Tunnelbauten, Verkehrsverlagerungen, Verlust an Glaubwürdigkeit, solange die

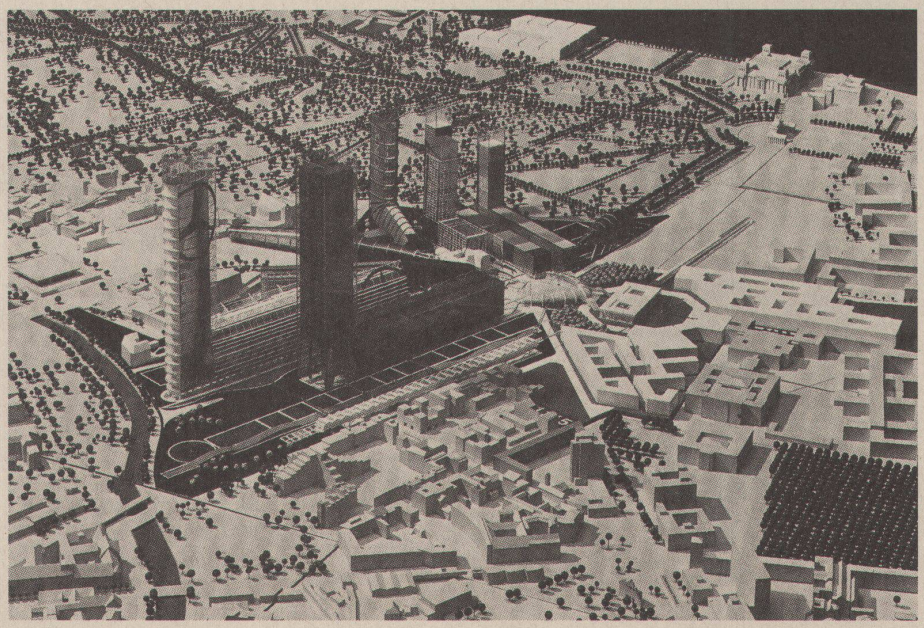
Heinz Hilmer und Christoph Sattler, München (1. Preis)

umgebende Gesellschaft die ist, die sie ist). Es reicht, auf die Konsequenzen für Nutzung und Wahrnehmung der Stadt hinzuweisen. Der Weg der Reichsstrasse 1 ist endgültig abgeblockt, nachdem Scharoun durch Verbauung der Potsdamer Strasse das Seine getan hatte. Der Leipziger Platz ist auch als Platz stumm gemacht. Er bündelt nicht mehr die Stadt, bevor es in den Bereich der Vorstädte des 19. Jahrhunderts geht, sondern er ist eine Grünanlage, die lustlos aus dem Systembaukasten des Investorenstadtteils umbaut, zugleich aber von der Seite angebohrt und mit dem neuen Rundplatz verschnitten und verklebt wird.

Ist so das klassische Muster desavouiert, folgt konsequent die Abschaffung der Idee des öffentlichen Platzes selber. Der runde Platz ist, als betretbare, begehbare Fläche, gar nicht da. Einesteils ist er mit dem Achteck identisch, im übrigen ist er in unterschiedliche technische Einrichtungen zerlegt. Das innerste Rund ist als verglaste Volière gestaltet – der öffentliche Restraum. In seiner Mitte erhebt sich ein Turm, der der Klimatisierung des vom Landwehrkanal hergeführten Wassers dient. Wer es noch nicht wusste, kann hier feststellen, wie spiessig die Moderne inzwischen geworden ist. Unter dem Käseglockenplatz befindet sich dann die übliche B-Ebene, mit allen Wonnen unterirdischer Verteilung und mehrgeschossiger Verkehrsanbindung. Jenseits des Grabens findet sich ein bewaldetes Aussenrund, das die unterirdischen Direkteingänge zu den einzelnen Baukeilen naturnah überdeckt.

Das ist alles von einer so apparativen Perfektion, dass der Gedanke eines normalen Stadtplatzes aus nichts als Pflaster und Umbauung, auf dem Verkehr, Politik, Begegnungen, Freizeit und Geschäft stattfinden, geradezu lächerlich wirkt. Was wir erhalten, ist die technische Utopie eines voll sozialisierten Stadtfragments. Wo es mit der Sozialisierung historisch nicht geht, wird Klimatisierung geliefert. Rogers zeigt sich einmal mehr als Enkel Fouriers. Er glaubt an die technische Einlösbarkeit sozialer Ideale. Auch dieses sein neuestes Phalanstère wäre, sollte es gebaut werden, keine Gesellschaftsanlage des Volkes, sondern ein zentral verwalteter Komplex mit synthetisch erzeugter Lebendigkeit. Es reicht, an das wirkliche Berlin, an Oranienstrasse, Potsdamer Strasse, Schönhauser Allee usw. zu denken, um sicher zu sein, dass das wirkliche Stadtleben sich nicht hierhin verirren wird.

William Alsop und Jan Störmer, London (4. Preis)



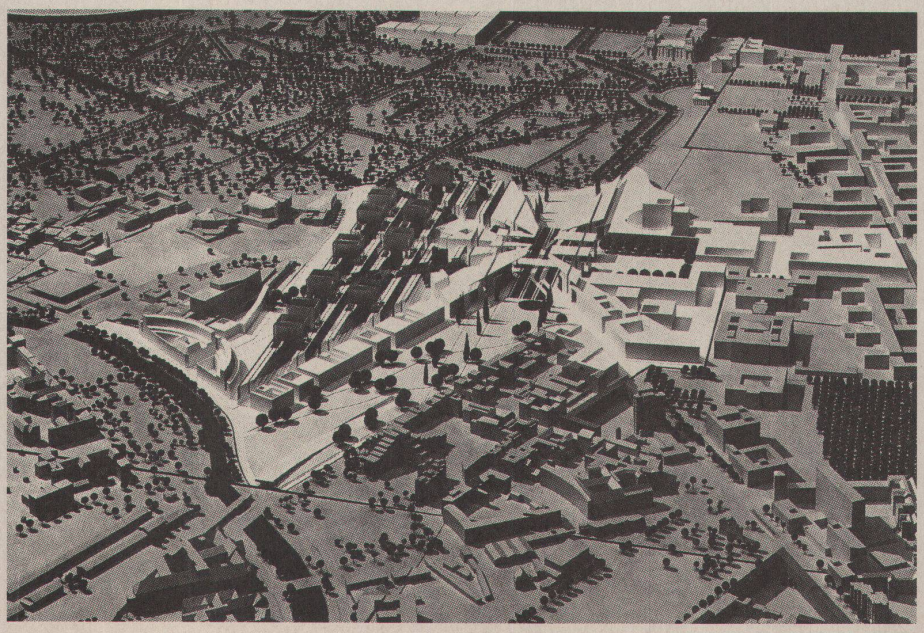
Für einen wirklichen Potsdamer Platz

Über Ästhetik wie über Städtebau kann und muss man streiten. Wenn ich mir das Recht nehme, den Investorenentwurf zu kritisieren, ohne deshalb zwangsläufig im Wettbewerbssieger den idealen Entwurf zu sehen, oder umgekehrt, dann, weil ich sicher bin, dass es anders ginge. Der andere Ort, von dem aus ich die konkurrierenden Verarbeitungen eines vom Anfang her falschen Vorgehens kritisiere, ist doppelt: einerseits der reale vorhandene Stadtraum mit seinen historischen Resten, Belastungen und Erinnerungen, anderseits ein Verständnis von Stadtstruktur, demzufolge es keine Notwendigkeit gibt, die Verantwortung für das Ordnungsmuster Stadt in die Hand eines Entwerfers oder einer Konzernzentrale zu geben.

Beides kann hier nicht ausgeführt werden. Ein Hinweis muss genügen: Die 1,8 Millionen DM, die der Entwurf Rogers gekostet hat, brauchen die öffentliche Hand nicht zu verstören. Aber auch der Wettbewerb hat erheblich gekostet. Diese Anstrengung war unausweichlich, nachdem einmal politisch entschieden war, das Gelände en bloc an zwei Grossinvestoren zu geben. Aber man sollte darüber nicht den Widersinn des Verfahrens vergessen. Es ist für eine Kommune mit einem Milliardendefizit auf Dauer nicht finanzierbar, an jedem wichtigen Ort für Hunterttausende Wettbewerbe zur Neudefinition von Stadtarealen zu veranstalten, während in der Regel alle Bedingungen dafür da sind, dass diese Kosten von denen aufgebracht werden, die von der Wiederherstellung städtischer Räume profitieren.

Am Potsdamer Platz war es dafür zu spät, weil mit dem Verkauf an Daimler, fortgeführt durch den an Sony, genau die Verhandlungsgrundlage mit verkauft worden war, aufgrund derer es so hätte laufen können. Die Stadtanlage war ja da, mit Strassen, Plätzen, Bordsteinen und Bürgersteigen, zwei hervorragenden Altbauten, mit einem Bestand von 32 einzeln verkaufbaren und von je einem Investor bebaubaren Parzellen von weltstädtischer Grösse, mit vorhandenen räumlichen Beziehungen, Strassenbahnschienen, S- und U-Bahntunnel, Vorhaltungen für weitere Untertunnelungen usw. Diese vorhandene Ordnung hat man praktisch weggeworfen, als man alles zu einer Grossfläche zusammenkehrte und Mercedes und Sony übergab. Dann war man natürlich am Nullpunkt und musste von vorne damit anfangen, einen Stadtteil zu erfinden, als wäre

Axel Schultes mit Charlotte Frank, Berlin (5. Preis)



man auf der grünen Wiese und nicht in einem seit zweieinhalb Jahrhunderten städtisch bespielten Gebiet.

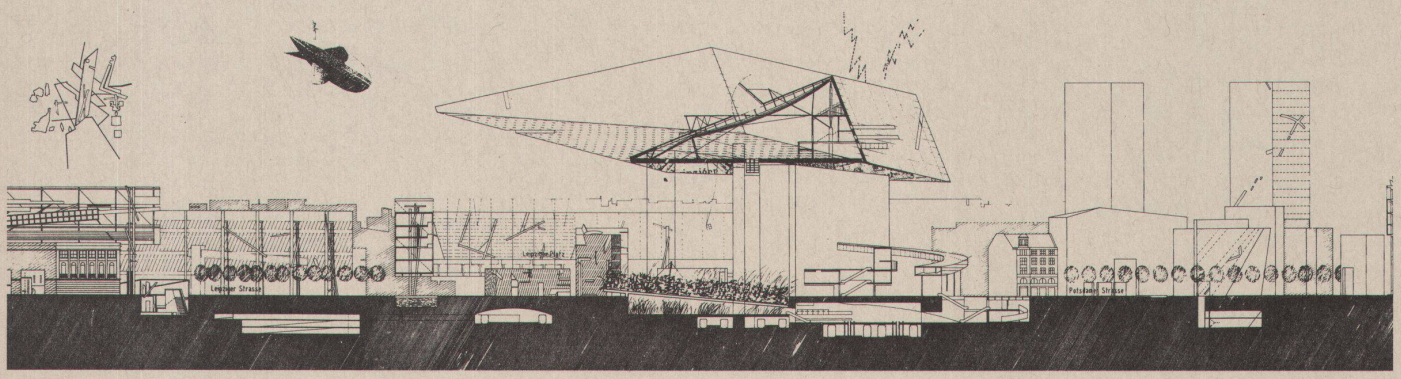
An diesem Punkt wäre dann auch über Ästhetik zu reden. Die Trivialität des Rogers-Entwurfes verdankt sich ja eben dem freiwillig hergestellten Nullpunkt. Wenn man so tut, als wäre nichts mehr da, dann fallen einem als Formen, die nicht von vornherein willkürlich sind, eben nur noch die banalsten geometrischen Figuren ein. Ein Wiederaufbau im alten Stadtgrundriss wäre nicht nur ohne städtebaulichen Wettbewerb – also für die Stadt, die die Ordnung, um die man sich jetzt rauft, ja bereits da war, fast zum Nulltarif – möglich gewesen, er hätte eben auch von vornherein genau die ästhetische Minimalspannung mitgebracht, die man an solch einem Ort erwartet. Das vorhandene, noch heute im Gelände ablesbare Muster der alten Situation war lebendig, voll jener Unregelmässigkeiten, die die Welt konkret und greifbar machen, die es erlauben, sich nach Stadt- und Himmelsrichtung zu orientieren, Bescheid zu wissen.

Es geht nicht um Rekonstruktion. Die Wiederkehr des alten Platzes war ausgeschlossen. Möglich war die Wiederkehr der Struktur, aufgrund veränderter Verhältnisse und veränderter Wünsche neu formuliert und neu gefüllt: keine triviale Vorordnung, sondern wirkliche Vielstimmigkeit, ein freies Miteinander autonomer Beiträge, auf der Grundlage akzeptierter Regeln. Wo bekommt man, anhand der jetzt vorliegenden monolithischen Entwürfe, Vielfalt her? Die Investoren, die sie dem Rogers-Entwurf zusprechen, wissen offensichtlich nicht, wovon sie reden. Vielfalt, Individualität, Differenz – das ist heute die knappste Ressource überhaupt, und man muss schon einen sehr bescheidenen Begriff von Vielfalt haben, um zu glauben, sie liesse sich synthetisch erzeugen.

Die barocken Geometrien hatten noch einen gesellschaftlichen Sinn, weil sie den Wildwuchs des normalen Lebens auf staatliche Linie bringen sollten. Aber heute ist alles auf Linie, egal ob öffentlich oder privat. Auch die Grundidee der aufgeklärten Zitadelle, die direkt von Campanella herkommt und alle denkbaren Utopien der Zukunftsstadt gespeist hat, endet hier, wo aller gesellschaftliche Inhalt weg ist, in einer Tautologie. Die Frage ist heute umgekehrt, wo man die Abweichungen herbekommt. Sie kommen bestimmt nicht dadurch hervor, dass man das Ganze in Stücke schneidet und jedes von einem anderen Architekten behandeln lässt, und sie kommen auch nicht dadurch her, dass man jedes zweite Geschoss öffentlich macht, was eben in diesem Geschäft so öffentlich heisst – Läden, Gaststätten, Kinos usw.

Wenn man die gewachsenen Differenzierungsformen wegwirft, dann muss, soll weiter von Differenz die Rede sein, auch ein Strukturprinzip vorgegeben werden, das Differenz ermutigt, freisetzt und reproduzieren hilft. Bevor man nicht an diesen Punkt

Daniel Libeskind, Berlin (2. Rundgang)



Laurids Ortner und Manfred Ortner, Wien (2. Rundgang)

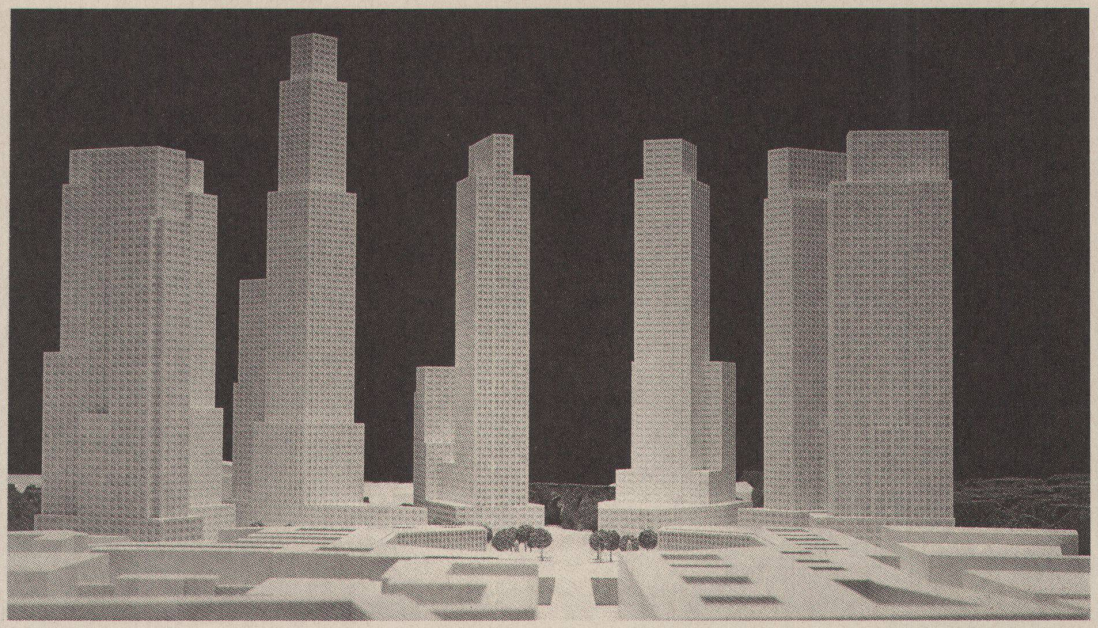
gekommen ist, hat man noch nichts Entscheidendes erreicht, schon gar nichts, was es erlaubte, sich mit Phrasen wie Stadt des 21. Jahrhunderts zu schmücken.

Von einer neuen Stadtstruktur ist aber im Investorenentwurf genausowenig zu sehen wie beim Preisträger des Wettbewerbs. Rogers, der alteuropäische Sozialutopist, macht das, was er immer macht: er optimiert die Autonomie der privaten Investitionen im Hinblick auf die Kritik, die sie von der Gesellschaft erfahren. Wird den grossen Kapitalen vorgeworfen, sie zerstörten die Lebensbedingungen der Erde und setzten leblose Bürokolosse in die Stadt – er schafft es, Öffentlichkeit und Ökologie über hervorragende Technik in die Investition zu implementieren. Aber was so produziert wird, ist natürlich nie das, was vorher gemeint war.

Dieses Plus an Öko- und Freizeiteinrichtungen ist im Interesse der Investoren, und die Überlegenheit des Büros Rogers gegenüber deutschen Büros besteht eben im technischen Know-how, wie man so etwas macht. Dass es auch anders geht, hat Steidle in Hamburg gezeigt. Aber gerade der Vergleich mit Gruner & Jahr in Hamburg zeigt auch das Entscheidende: Die Einarbeitung von Öffentlichkeit in die Gebäudestruktur schafft zwar mehr Akzeptanz, aber sie zerstört den eingeklagten Gegenstand. Die Stadt wird einfach ersetzt. In Hamburg ist das bereits Realität, am Potsdamer Platz steht es bevor.

Damit sind wir über den Status quo nicht nennenswert hinaus. Wo aber bleibt das Neue? Haben wir vom 21. Jahrhundert wirklich nicht mehr zu erwarten als die Aufblähung von Konzernzentralen zu Städten in der Stadt? Die Perspektivlosigkeit der Investoren Mercedes und Sony ist erstaunlich – die Vermutung, dass sie weiterdächten als die Politik, muss man vergessen. Was sie sich am Potsdamer Platz vorstellen, ist kein Beitrag zu den Problemen, die auf die Städte zukommen, sondern ein Ausstattungsprojekt. Was sie sich wünschen, ist dürftig: die Zukunftsstadt des kleinen Moritz, überglast, mit Verkehr unter der Erde, auf dem Tunnelbeton Bäume und Wasser, im übrigen diejenige Mischung von Büro und Freizeit, die schon Kracauer als Schicksal der Angestellten beschrieben hat.

Die Konfrontation der beiden Pläne könnte an diesem Punkt noch einmal aufgenommen werden. Denn was nützt, unter dem Gesichtspunkt des Stadtinteresses, die ganze von Rogers aufgebotene Kompetenz? Wir haben zwei Entwürfe, die, so trivial



Hans Kollhoff, Berlin (2. Rundgang)

sie sind, unterschiedlichen Herren zu dienen versuchen. Wir haben eine konservative Strategie der Gestaltordnung und eine modernistische der technischen Problembewältigung. Beide zeigen die gleiche Unfähigkeit, Stadtwachstum in kleinen, autonomen Einheiten zu denken, als Modell zerstreuter Verantwortungen. Der eine errichtet die übliche Diktatur der Gestalt, der andere die ebenso übliche der technischen Vernunft. Beide Ermächtigungen können mit dem vorhandenen Ort natürlich nichts anfangen.

Dieses Krisenmuster kennt man aus der Geschichte der zwanziger Jahre. Was in der geradezu klassischen Konfrontation der beiden Entwürfe dinglich greifbar wird, ist das Versagen. Versagt hat nicht einseitig das Institut städtebaulicher Wettbewerb, sondern das Institut Stadtplanung überhaupt. Versagt haben nicht nur die Berliner Verwaltungen, sondern genauso die Investoren. Der Widerspruch zwischen überzogenen Erklärungen und der Einfallslosigkeit im Umgang mit Stadt beschreibt die Sackgasse, in die die heute üblichen Planungsverfahren führen, gleich von wem sie beauftragt werden. Der so oft eingeklagte Borgia-Typ brachte in Wahrheit nicht weiter als der der zerstrittenen Demokratie. Der Fall Potsdamer Platz ist ein Menetekel der planerischen Moderne insgesamt.

Wie geht es weiter? Es ist unwahrscheinlich, dass die Konzerne sich belehren lassen und wirklich anfangen, sich um die kommenden Aufgaben der Stadt Gedanken zu machen. Sie werden so bauen, wie sie sich Stadt nun einmal vorstellen. Die Berliner Politik und Verwaltung anderseits hat zwar Grund, auf ihrem Recht und mithin auf ihrem Entwurf zu beharren, aber für die Zukunftsaufgaben trägt das auch nicht viel bei. Es wäre nur das kleinere Übel. Um mehr zu erreichen, fährt man schon viel zu lange auf dem falschen Gleis.

Wer sich den Blick auf die wirkliche Stadt und eine realistische Zukunftsperspektive dadurch nicht verbauen lassen will, kann nur eines tun: sich daran nicht zu kehren. Der Potsdamer Platz ist nicht die Mitte der Stadt (war sie auch nie), und schon gar nicht das Modell der künftigen Stadtentwicklung. Er wird im schlimmsten Fall ein Stück verlorener Stadt sein, das man dann, steht es erst einmal, meiden oder aufsuchen kann, je nach Gusto. Einer Stadt wie Berlin, die, während sie von Zuwanderern gestürmt wird, an tausend Stellen neu zu bauen ist, stehen jedenfalls zu harte Zeiten bevor, als dass man sich vom Potsdamer Platz konditionieren lassen dürfte. *D. H.-A.*